

HOCH PART ERRE

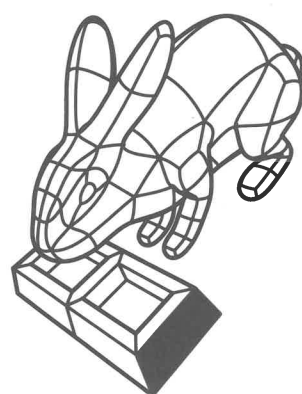
Zeitschrift für Architektur, Planung und Design

Fr. 22.-, € 19.-



12/24

Die Besten 2024: ein Segelschiff zum Lernen,
sensible Rebellion, verspielte Verwandlung
Das Kaninchen: aussergewöhnliche Normalität



Die Besten 2024

Wahr, gut – und schön langohrig

Der Hochparterre-Hase hat Geburtstag! Er ist 30 und fruchtbarer als je zuvor: Nach dem Nachwuchspreis Kaninchen erweitert dieses Jahr ein Publikumspreis die Familie.

Zugegeben, die seriöse Berichterstattung hat bei uns im goldenen Herbst etwas gelitten – dafür hatten wir mehr Spass als sonst: Für das Oktober-Heft erbaten wir von Expertinnen jeweils eine sogenannte «Tierlist» zu ihrem Thema. Sie, liebe Leserschaft, haben mit uns gelernt, was das ist, eine «Tierlist», nämlich eine nerdige Rangliste, die alles Mögliche bewertet, lustvoll hierarchisch in sieben Stufen, von «excellent» bis «unacceptable», darunter Volksinitiativen, Basler Grundrisse und Bob-Dylan-Alben.

Architektur, Songs und Unterwäsche

Nun mahnt uns der strenge Winter ans Wesentliche, und wir kehren zu unserer altbewährten Tierliste zurück, zur Hasenliste. Das Schlechte oder sogar Nichthinnehmbare blendet «Die Besten» naturgemäss aus. Lustvoll sind sie allerdings auch, weshalb die Anzahl der Trophäen im Lauf der Jahre gewachsen ist, denn Hasen sind bekanntlich fruchtbar. Ein Blick in die Hochparterre-Annalen zeigt: Sie waren es schon in ihrer Kindheit. Seriös waren sie freilich weniger, obwohl wir 1993 «Die Besten» als Kooperation mit dem TV-Magazin «10vor10» ins Leben riefen. Die Kategorien hiessen damals Architektur, Schweizer Songs, Literatur, Verpackungen und, nun ja, Unterwäsche. Die letzten beiden Kategorien wechselten jährlich. Mal ging es um Coiffeursalons, mal um Hotelprospekte. Die beste Website suchten wir bereits 1996 – und wir mussten erklären, was das ist, wie später bei der «Tierlist».

Warum es fünf Kategorien gab: «10vor10» sendete eine Woche lang werktags den Film über eine davon. Erst im Jahr 2000 schrumpften die fünf auf drei, und ein Jahr später war es erstmals das heutige Gefüge: Architektur, De-

sign, Landschaftsarchitektur. Die Hasen gab es bei den «Besten» übrigens erst ab der zweiten Ausgabe, 1994. Das Tier feiert also einen runden Geburtstag – es wird 30!

Fünf Kategorien, fünf Jurys, drei Kriterien

Das Fernsehen ging. Als neuer Partner stiess das Museum für Gestaltung zu den «Besten», und es ist bis heute geblieben. Im Alter von 24 bekamen Gold-, Silber- und Bronzehase biologisch wundersamen Nachwuchs: Als Senn-Förderpreis für junge Architektur hoppelt das Kaninchen nun schon zum sechsten Mal für das beste Erstlingswerk eines Architekturbüros, ist also schulreif. Nun begrüssen wir weiteren Zuwachs in unserem Patchwork-Stall: Intern nennen wir ihn «das Rüebli», was zwar kein Tier ist, aber immerhin gesundes Gemüse für all die vielen Hasen. Erstmals kuren wir damit ein Projekt, dem Sie online die meisten Stimmen geben. Ein Publikumspreis!

Anfangs fragten wir uns: Sind Publikumspreise nicht unseriös? Aber nicht nur die raffinierte Trophäe unseres Sponsors Müssig hat uns vom Gegenteil überzeugt, sondern auch die erneute Lektüre der ersten «Hasenrede». Thomas Hämmerli, Autor, Filmer und Erfinder des Hasen, sprach damals: «Was gut und schön ist, entscheidet der Geschmack des Publikums, und allein bei der Frage nach dem Wahren gilt die Massgabe fachlicher Kompetenz.»

Wahr, gut und schön: Unsere Hasenfamilie 2024 hört auf diese drei Kriterien. Sie kennt fünf Kategorien und ebenso viele Jurys mit insgesamt 20 Fach- und unzähligen Publikumsjurorinnen. Im Zentrum aber stehen 13 Projekte, exzellente Bauten, Gärten und Dinge – die besten dieses Jahres. Wir gratulieren! Axel Simon ●



Redaktor Axel Simon hat in seinen 15 Jahren bei Hochparterre schon 136 Hasen und 6 Kaninchen gesehen.

«Denken spart Ressourcen»

Konfrontiert mit einem mittelalterlichen Hauskomplex in Zug, haben Stefan Wülser Architekten einen klugen Prozess gestaltet. Für das Resultat erhalten sie den Hasen in Silber.

Interview:
Palle Petersen
Fotos:
Sven Högger

Im Herbst 2020 erwarb ein Paar das Haus an der Seestrasse 1 in der Zuger Altstadt. Beim Bieterverfahren gingen sie von einem Jahr Umbauzeit und überschaubaren Kosten aus. Sie wollten im Haus wohnen, im Erdgeschoss ein Kulturlokal einrichten und zusammen mit den international verstreuten Mitarbeitenden ihrer Firma wirken. Im Planerverfahren mit über 20 Architekturbüros überzeugte Stefan Wülser mit radikaler Ehrlichkeit: Niemand wisse, was hinter den Gipsplatten der 1980er-Jahre stecke, deshalb könne er kein Resultat versprechen, aber einen Prozess. Der sollte nicht ein Jahr, sondern vier Jahre dauern.

Heute bezeichnet ihr den Umbau als «Drei Projekte für ein Haus». Was ist damit gemeint?

Stefan Wülser: Schon bei den ersten Untersuchungen realisierten wir, dass es sich nicht um ein Haus handelte, sondern um mehrere zusammengewachsene Häuser. Wir stiessen auf fehlende Wände, durchgerostete Stützen, morsche Balken. Nach diesen Schockmomenten war klar: Bevor man planen kann, sind ein sorgfältiger Rückbau und eine detaillierte Analyse des Bestands nötig. Nebst uns, der Denkmalpflege und der Bauforschung Mittelalter waren auch Bauphysiker, Massivbau- und Holzbauingenieure involviert. Dieser sozusagen transdisziplinäre Rückbau ist das erste Projekt, die «Dissektion», mit eigener Rückbaugenehmigung und eigenem Budget. Danach folgte die «Reparatur». Weil die Nutzungsverteilung bis ins dritte Jahr offen blieb, betrachteten wir die erst spät definierten, möbelartigen Eingriffe als «Aneignung».

«Dissektion» ist ein medizinischer Begriff und meint unter anderem das Entfernen von Weichteilen. Warum nennt ihr diese erste Phase nicht einfach Rückbau?

Wie bei einer Operation ging es um ein behutsames Abtragen in Schichten, damit wir uns an das Wesen des Problems herantasten konnten. Es gab zwar grobe Abbruchpläne, und es war klar, dass wir die Gipsplatten und

Raufasertapeten aus den 1970er- und 1980er-Jahren entfernen würden. Alles Weitere bestand aus Regiearbeiten vor Ort: da noch eine Schicht wegnehmen, dort aufhören. Wir wollten alles Nutzbare erhalten, keinen Rückbau auf Vorrat durchführen.

Eine Suche sozusagen. Was habt ihr gefunden?

Um im medizinischen Jargon zu bleiben:

eine sterbenskranke Patientin mit Metastasen?

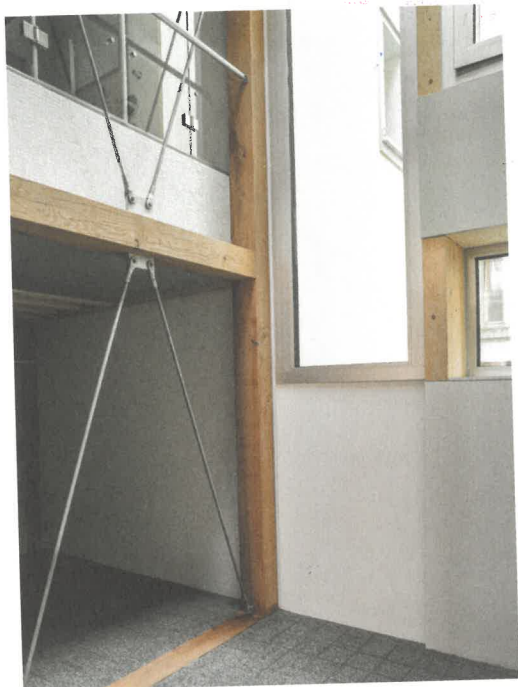
Zunächst einmal fanden wir kein Haus vor, sondern einen Hauskomplex, bestehend aus zwei Häusern, etwa 600 und 350 Jahre alt, mit vier weiteren Räumen als «Schublade» in einem dritten Haus, einer mehrfach überbauten Gasse und Fragmenten aus mehr als 30 nachweisbaren Bauebenen. Einerseits handelte es sich um einen reichen baugeschichtlichen Fundus, von regional typischen Ständerwänden bis zu höchst untypischen Holzbohlenwänden. Andererseits war der Zustand absolut kritisch. Die Räume zum See hin waren akut einsturzgefährdet, weil eine Brandwand ersatzlos entfernt und die gusseiserne Ladendecke durchgerostet war. In den rückwärtigen Räumen mit ungelüfteten Nassbereichen war das Holz morsch. Diverse Decken waren kollabiert und wiederholt nur mit Konterlatten geschifft oder mit einem weiteren Bodenbelag überdeckt.

Schlechte Nachrichten. Was folgte daraus für die Bauherrin und das Planungsteam?

Erst einmal Krisenstimmung. Das Team musste sich neu konstituieren, die Bauherrschaft die Budgetierung neu aufgleisen. Zugleich packte uns der Ehrgeiz, dieses faszinierende Gebilde zu retten. Klar war, dass man das Haus in diesem Zustand weder ohne Verlust verkaufen noch einfach neu verkleiden konnte. Während Monaten entwickelten wir eine Art optimistischen Rationalismus. Wir stellten fest, dass der Charakter des Hauses in der Überformung vormals klarer Strukturen liegt, in seinen Brüchen und Spannungsmomenten. Und wir kamen zum Schluss, dass wir uns punktuell grössere räumliche Freiheiten nehmen müssen als beim denkmalpflegerischen Umbau üblich, um insgesamt mehr Substanz zu erhalten. →



«Wir wollten alles Nutzbare erhalten, keinen Rückbau auf Vorrat durchführen»: Architekt Stefan Wülser. Foto: Stephan Rappo



Zusammen mit dem Vierendeelträger im Erdgeschoss übernehmen zwei neue Holzrahmenwände mit stählernen Anderskreuzen die Aussteifung.



Zahllose Passstücke prägen die Reparatur des dreigeschossigen Altbaus, darunter ein neues Stützenauflager ...



Wo vorher eine dünne Decke in prekärem Zustand war, bringt nun ein doppelgeschossiges Atrium Tageslicht in die Gebäudetiefe.



... und präzis ins hölzerne Fachwerk gefügte Balkenaufleger.



Farblich zurückhaltende Oberflächen und Einbauten prägen die Aneignung des Bestands.
Die Konstruktion ist maximal direkt, die Leitungen sind offen geführt.



Sämtliche Eingriffe sind situativ,
aber keineswegs beliebig.
Sie folgen strengen Prinzipien und
einer cartesianischen Geometrie.



Wo eine Brandwand entfernt wurde, stabilisiert nun ein
betonierter Vierendeelträger das Ensemble.

→ **Bei der darauffolgenden «Reparatur», dem zweiten unserer drei Projekte, geht es vor allem um Funktionsfähigkeit hinsichtlich Energie, Haustechnik und Statik. Welche Eingriffe sind die wichtigsten?**

Zwei radikale Befreiungsschläge ermöglichten es, die Eingriffstiefe im Haus tief zu halten. Zunächst wurde das Erdgeschoss ein eigener Brandabschnitt. Das erlaubte es, die darüberliegenden Geschosse hinsichtlich der Normen als Einfamilienhaus zu betrachten. Um den barocken Innenausbau im Obergeschoss zu erhalten, haben wir die Decke nach unten hin ertüchtigt. Nun sitzt sie tiefer als die Fenster in der geschützten Fassade, und der Erdgeschossboden ist um einen knappen Meter abgegraben. Der zweite Befreiungsschlag sind drei neue aussteifende Elemente, die den Bestand komplett von Horizontallasten befreien: Ein betonierter Vierendeelträger im Erdgeschoss ersetzt die fehlende Brandwand. Zwei Holzrahmenwände mit stählernen Andreaskreuzen reichen über die gesamte Gebäudehöhe.

Warum habt ihr diese Wände aufgelöst?

Als Strategie des Kontrasts?

Der Kontrast ist das Resultat, nicht der Zweck. In der Denkweise suchten wir einen enorm pragmatischen, bewussten Einsatz konstruktiver Mittel, ganz wie beim mittelalterlichen Bauen. Ästhetisch das Gleiche in einer anderen Zeit zu tun, wäre uns fremd gewesen. Wir wollten nicht den Wiederaufbau von Nürnberg, sondern die Alte Pinakothek in München. Der zweite Grund ist das Licht. Mittelalterliche Bauten sind oft eng; damals gab es offene Feuer in dunklen Ecken. Durch leichte, stabartige Wände und das neue Atrium kommen wir dem heutigen Raumverständnis einen Schritt näher.

Neben grossen gibt es auch viele kleine Eingriffe: hier ein neuer Balken, da ein beidseitig geschienter alter, dort ein neues Auflager in der Fachwerkwand oder ein Passstück unter der Stütze. Handelt es sich dabei um situative Lösungen, sozusagen um gepflegte Bricolage, oder gibt es auch übergeordnete Prinzipien?

Eine Bricolage nach Levy Strauss' wildem Denken, wonach man an jedem Ort improvisiert? Eine Art situativer Opportunismus? Das ist es sicherlich nicht. Natürlich sind das alles Einzellösungen, aber fast manisch prinzipienhaft. Ohne diese Ordnung würde sich das Ganze im Chaos verlieren. Alles Neue ist cartesianisch vertikal oder horizontal, egal wie schräg der Bestand ist. Die Aufgaben der Teile sind materiell lesbar, es gibt zum Beispiel kein sichtbares Holz, das keine strukturelle Aufgabe übernimmt. In diesem Regelwerk löst sich der Unterschied zwischen Bestand und Neuem auf. Alte wie neue Holztaferwände sind in der gleichen Ölfarbe gestrichen. Die Fügungsprinzipien zwischen altem und neuem Balken sind gleich wie zwischen Neu und Neu. Kein Teil sollte eine angefressene Geometrie brauchen, um sich anzupassen. Falls das nötig wäre, rückt es ab. Im Kern geht es darum, neue Objekte in ein Verhältnis zueinander und zum Bestand zu bringen. Vielleicht ist das eher eine Montage als eine Bricolage und eher Mies als Schwitters? Im Übrigen sind alle Elemente offen gezeigt, nicht nur die Leitungen. Wir zeigen die Stärke einer zwei Zentimeter dicken Brandschutzplatte genauso stolz wie die Zürcher Europaallee ihren 30 Zentimeter dicken Naturstein. Letztlich geht es dabei um die Suche nach einer passenden Ästhetik für die suffiziente und einfache Konstruktion, die unsere Zeit erfordert. Es gibt gute Argumente, so zu denken. Dann sind die Teile zugänglich und demontierbar. Und zudem fühlt sich ein aus Objekten gefügter Raum leichter an als ein Hohlraum in einer weissen Masse.

Kommen wir zum dritten Projekt.

Was macht das aus, was ihr «Aneignung» nennt?

Die exakte Nutzungsverteilung blieb bis weit in die Ausführung offen. Wir wussten, dass das erste Geschoss von Gästen genutzt werden sollte, die beiden Geschosse darüber vom Paar selbst. Mehr nicht. Darum beschäftigten wir uns lange mit den Räumen und ihrer Struktur, die wir für eine Lebensdauer von 100 Jahren oder mehr ertüchtigt haben. Aneignung dagegen meint alle spezifischen Dinge für die Raumnutzung: die Garderobenstange oder die Lampe beim Entree; den Tisch am Treppengeländer, wo der Raum dank zweier Bretter in rotem Furniersperrholz zu mehr wird als einem Korridor. Und natürlich die Lavabos, die Badewanne, die Küche. Man könnte das zwar auch Ausbau und Ausstattung nennen, aber die Dinge, beispielsweise die Bodenbeläge, passen sich hier eben nicht an die Nutzung an. Das ist ein entscheidender Unterschied.

Die Eingriffe sind farblich zurückhaltend: weisser Gips, graue Ölfarbe, schwarze Terrazzofliesen, verzinktes Metall, unbehandeltes Holz. Aber sie sind geometrisch eigenwillig. Warum decken sich die Bodenbeläge nicht mit den Raumgrenzen? Und warum steht die Küche schräg im Raum?

Bei den Bodenbelägen ging es uns um die Auflösung der kleinteiligen Kammerstruktur. Darum fliessen die Terrazzofliesen im Entree zum Beispiel die Stufe hinunter oder im Geschoss darüber aus dem Bad hinaus. Es sind räumliche Entscheidungen, die sich keinen Funktionsbereichen unterordnen. Hinter der in den Raum gedrehten Küche verbirgt sich eine Geschichte, die das Haus prägt: Der Dachstuhl wurde im Laufe der Jahrhunderte zweimal gedreht, einmal von der Gasse um den See, dann wieder zurück. Heute verläuft die Traufe diagonal zur Ordnung des Hauses, und diese irre Schräge hat zu gebrochenen Balken und kaputten Decken geführt. Aus diesem harten Teil der Geschichte wollten wir eine räumliche Abfolge gestalten, die vom Oberlicht im Dachstock über die Küche bis zu den abgeschrägten letzten Treppenstufen reicht. Wie im Film kündigen sich hier früh Dinge an, die später wichtig werden. Es geht um Spannung. Und ja, bei der Aneignung auch um Spass.

Versuchen wir es mit einem Fazit: Das Projekt ist enorm komplex und spezifisch, klein und aufwendig.

Was lässt sich daraus für andere Umbauten ableiten?

Die «Dissektion» lässt sich sicherlich komprimieren. Aber das Verstehen jedes Bestandes ist in einer Zeit, in der wir mehr reparieren sollten, eine zentrale Arbeit. Geschieht sie früh genug, beeinflusst sie das Raumprogramm, und man nutzt die Kraft des Hauses und kommt direkter ans Ziel. Geschieht sie zu spät, arbeitet man dagegen und muss sich verrenken. Und nicht zuletzt ist die Trennung von Struktur, Raumqualitäten und Ausbau zukunftsfähig, eigentlich unverzichtbar für langlebige und flexible Häuser.

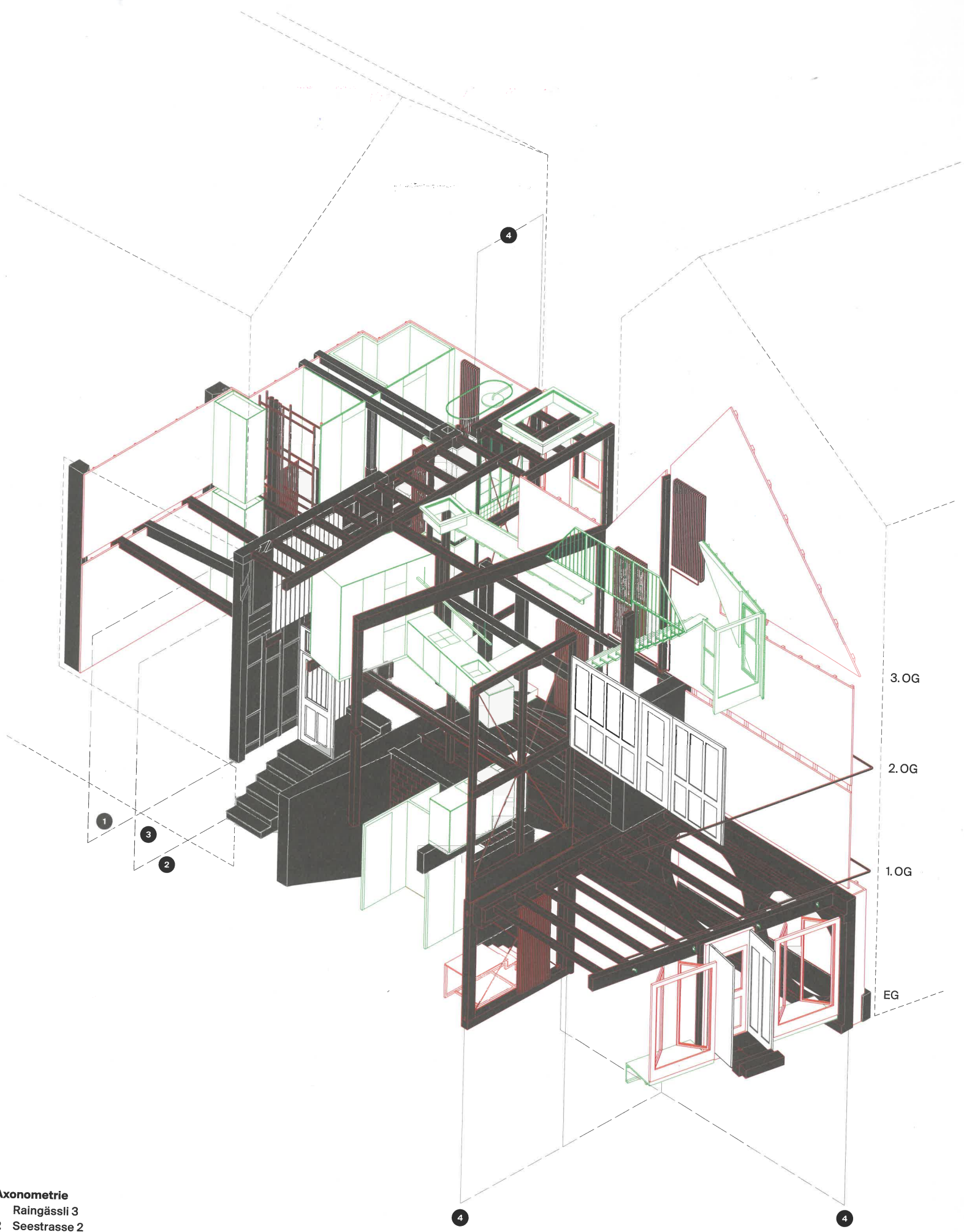
Was habt ihr als Büro an diesen drei Projekten gelernt?

Dass man es aushalten kann und auch muss, wenn nicht alles kontrolliert wird. Uns interessierte eher die Gestaltung des Prozesses als das Resultat. Es braucht Zuversicht, dass Letzteres aus Ersterem folgt. Ausserdem haben wir uns komplett vom linearen Prozess verabschiedet, den unser Normenwerk vorgibt, von Massstab 1:500 bis 1:10. Wir haben schon zu Beginn und zeitgleich am Konzept im Massstab 1:1 gearbeitet, von den Extremen ausgehend. Das ist enorm produktiv. Und ganz wichtig: Denken spart Ressourcen.

Ein guter Punkt: Komplexe Umbauten stecken voller Überraschungen und sind nur schwer planbar. Grundsätzlich investiert man viel Zeit für verhältnismässig wenig Baumaterial. Ein Verlustgeschäft angesichts eines Honorars, das im Kern an den Ressourcenverbrauch gebunden ist?

Haus in Zug, 2024

Seestrasse 1, Zug
Bauherrschaft: privat
Auftragsart: Direktauftrag nach Planerwahl, 2020
Architektur: Stefan Wülser, Zürich
Ingenieure Holzbau: IHT, Schaffhausen
Ingenieure Massivbau: Basler & Hofmann, Luzern
Bauphysik: RSP, Luzern
Bestandsanalyse Holz: Holzatelier Keiser, Zug
Bestandsanalyse Farbe: Fontana & Fontana, Jona
Holzbau: BHC, Unterägeri
Metallbau: Kaufmann, Goldau
Baumeister: MAD Bau, Steinhausen
Geschossfläche: 360 m²
Baukosten (BKP 2): ca. Fr. 2,2 Mio.



- Axonometrie**
- 1 Raingässli 3
 - 2 Seestrasse 2
 - 3 Historische Gasse
 - 4 Aussteifung
 - Dissektion
 - Reparatur
 - Aneignung
 - strukturell
 - raumdefinierend

→ Tatsächlich steckt im alten SIA-Modell ein absoluter Fehlanreiz. Überspitzt könnte man sagen: Schnelle Details mit teuren Materialien ineffizient eingesetzt zu verbauen, lohnt sich für ein Architekturbüro. Sich mit der präzisen Fügung von Industrieholz und Brandschutzplatten Gedanken zu machen über das Weglassen von Schichten und über sorgfältig geführte Leitungen, lohnt sich nicht. Wir haben darüber mit der Bauherrschaft gesprochen und ausgehend von mehreren Kostenschätzungen ein Pauschalhonorar vereinbart. So hatten wir einen Anreiz, effizient zu planen und für die Bauherrschaft Ressourcen und Geld zu sparen, ohne dabei selbst ökonomisch zu verlieren. Die Mehrkosten gegenüber einem Standardhonorar konnten wir im Vergleich zu den Kostenschätzungen aber mehrfach wettmachen. Ich will damit nicht sagen, dass wir hier die finale Lösung gefunden haben. Aber mich beschäftigt die Frage, wie wir als Architekten den Mehrwert, den wir schaffen, benennen und in unseren Honoraren bemessen sollen. Baukosten und Quadratmeterzahlen als Gradmesser für unsere Leistung sind definitiv aus der Zeit gefallen. ●

Stefan Wülser

Seit 2020 führt Stefan Wülser (42) ein eigenes Zürcher Büro mit einer Handvoll Mitarbeitender. Zuvor arbeitete der ausgebildete Hochbauzeichner und Architekt in der Partnerschaft Wülser Bechtel und als Angestellter bei Frei + Saarinen sowie Galli Rudolf. Seit 2024 ist er Professor an der Hochschule Luzern, wo er bereits zuvor als Dozent tätig war. Daneben beschäftigen ihn Vorträge, Gastkritiken, Publikationen und Ausstellungen. Ebenfalls im Jahr 2020 gewann Stefan Wülser beim Hochparterre-Format «Wilde Karte».



Die Jury sagt

Auf klugem Weg zum Ziel

Der denkmalpflegerische Umbau in Zug ist klein, aber ungeheuer komplex. Der sorgfältige Rückbau stellt die Bau-substanz ins Zentrum, keine Vorstellung eines vermeintlich schützenswerten Urzustands. Die Massnahmen zur Reparatur sind radikal im Denken, aber feinfühlig in der Machart. Sie sind situativ angepasst und ruhen dabei auf durchdachten Prinzipien. Entstanden ist kein Flickwerk, sondern eine kohärente und charakterstarke Architektur. Das Vorgehen, das materialsparende Resultat und ein Arbeitsvertrag, der Ressourcenverbrauch und Honorar entkoppelt – all dies ist mustergültig und im Kontext der nötigen Umbaukultur auf andere Projekte übertragbar.

Die Designlösung für eine zuverlässige Renovation

Mit dem Renovationsfenster RF1 design und dem patentierten Wechselrahmensystem hat 4B die perfekte Lösung für eine sanfte und schnelle Renovation entwickelt. Ohne Baustelle und mit Termin-, Kosten- und Planungssicherheit eignet sich das RF1 design ideal für Renovationen im bewohnten Zustand. Für mehr Ästhetik ganz ohne Kompromisse.

www.4-b.ch



Sichtbar weiter



Jetzt scannen und mehr erfahren.